Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 10 (1906-1907)
Heft: 1

Artikel: Wanderungen im Berner Land [Schluss folgt]
Autor: Blösch, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662818

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gedanken ihrer Mitmenschen einnehmen, als dies wirklich der Fall ist. Die meisten Menschen denken hauptsächlich an ihre eigenen Angelegenheiten. Sogar eine Sache, über die sogenannt „jedermann spricht", wird in Wirklichkeit von jedem Einzelnen nur während einer sehr kurzen Zeit im Laufe der vierundzwanzig Stunden besprochen. Und der Name, welcher in jedermanns Mund ist, weilt in jedem einzelnen Mund nicht länger als ein paar Minuten. Und während dieser paar Minuten wird er nur mit einem sehr schwachen Interesse besprochen, im Vergleich zu demjenigen, das du für dich selbst empfindest.

Etwas anderes, das wir ebenfalls langsam lernen, ist, daß wir keinen Grund und kein Recht haben, den Leuten zu zürnen, weil sie nicht günstig von uns denken. Dies ist eine Wahrheit, welche die meisten Menschen sehr schwer finden anzunehmen und zu beherzigen und zu der wohl nur sehr wenige gelangen ohne viel Nachdenken und Erfahrung. (Schluß folgt.)

Wanderungen im Berner Land.

Von Dr. Hans Blösch, Bern. (Vergl. Heft 12, Jahrg. IX.)

Diese Heiligtümer büßten ihren Kredit ein, als im Jahre 1528, zugleich mit Bern, Burgdorf der Reformation willig die Tore öffnete. Damit fand auch das Interesse für das Schulwesen Eingang in das Städtchen, das noch heute darin eine führende Stellung einnimmt. Schon damals wurde die lateinische Schule gestiftet, den Fleißigen Geldprämien ausgeteilt. 1630 wurde das den Schulkindern und Sängern alljährlich an einem bestimmten Tage nach Ostern in der Kirche auszuteilende Geld bis auf 30 Pfund erhöht. An diesem Tage, aus dem später die landauf landab berühmte Burgdorfer Solennität entstanden ist, hielten die Kinder, von Lehrern und Magistratspersonen begleitet, mit Laubästen versehen, einen Umzug durch die Stadt hinab bis zum Schützenhause. Voran gingen die Posaunen- und Zinkenbläser. Nachher wurden sie auf Kosten der Stadt bewirtet. Zur Austeilung wurden auch einige Pfennige mit dem Stadtwappen geschlagen.

Als im schlimmen Jahr 1798 die Fluten der Revolution auch das Emmental überschwemmten und der gnädige Herr Schultheiß das Schloß räumte, für das man nicht grundlos dasselbe Schicksal befürchtete, wie für das Schloß Brandis, dessen Flammen am 14. April des Jahres herüberleuchteten, da zog der Vater unserer schweizerischen Volksschule, der edle Heinrich Pestolozzi, in das Schloß ein und errichtete mit Hülfe der Regierung hier ein Erziehungsinstitut, das er später nach Münchenbuchsee und von da nach Yverdon verlegte. Hier wirkten dann auch die bekannten Pädagogen F. Fröbel, der Schöpfer der Kindergärten, und der Turnvater Adolf Spieß.

Noch heute, wo das Schulwesen in selten vorzüglicher Weise ausgestaltet ist, wo die Prachtbauten des kantonalen Technikums und des neuen Gymnasiums

auf dem Gsteig stehen, wird alljährlich Ende Juni die Solennität gleichsam als Sinnbild der schulfreundlichen Gesinnung gefeiert. Das Jugendfest ist der Ehrentag Burgdorfs, wo die Schuljugend und die schmucke Kadettenschar die ganze Bevölkerung Burgdorfs und zahlreiche Zuschauer aus der ganzen Umgebung zur freudigen Teilnahme einlädt. In der schulfreundlichen Umgebung Burgdorfs sind auch die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" von Jermias Gotthelf gewachsen.

Eine andere, jetzt etwas in Vergessenheit geratene Eigentümlichkeit Burgdorfs ist die „Hühnersuppe". Zur Anerkennung der werktätigen Mithülfe der Frauen bei einer Verteidigung der Stadt gegen österreichische Söldnerscharen 1388 hatte die jeweilige bernische Schultheißin den Frauen der Stadt alljährlich 60 Hühner und 18 Stück Fleisch und Brot zu liefern. Hierauf wurde im Schlosse eine mächtige Suppe gekocht und in die Gassen der Stadt unter die Frauen verteilt. Erst im Jahre 1798 verloren die Burgdorferinnen mit dem letzten Schultheißen auch ihre Hühnersuppenlieferantin; doch wird heute noch alljährlich im Stadthause unter dem Namen „Hühnersuppe" eine kleine Festlichkeit abgehalten.

Nach langen Zeiten ruhigen Stillstandes erwachte in Burgdorf mit dem Anbruch der neuen Zeit auch neues Leben. Dank dem vorzüglichen Schulwesen war Burgdorf in mancher Hinsicht dem Lande vorangeschritten und so übernahm es auch die führende Rolle, als das Land seine Gleichberechtigung mit der Stadt durchsetzte. Die Julirevolution 1830 war das Signal zu der von Burgdorf aus durch die Brüder Professor Hans Schnell und Dr. Karl Schnell organisierten bernischen Volksbewegung, und für die politischen Verhältnisse des Kantons ist später noch längere Zeit Burgdorf ein Hauptquartier geblieben. Auch die alte Ordnung hatte aber dort ihre Anhänger, und ihr Haupt war kein geringerer als der bekannte Volksdichter G. J. Kuhn, der von 1834 bis zu seinem Tode 1849 in Burgdorf als Pfarrer wirkte. Zur selben Zeit, in den 40er Jahren, lebte in Burgdorf auch Max Schneckenburger, der hier sein Lied „Die Wacht am Rhein" schrieb, das seit 1870 zum Nationallied der Deutschen geworden ist. Er war der Mitbegründer der Schnell- und Schneckenburger'schen Eisengießerei in Oberburg und war auf dem Kirchhof zu Burgdorf beerdigt, bis seine Überreste 1886 in seinen Heimatort Thalheim in Württemberg übergeführt wurden. Auf dem alten Friedhof am Fuß der Kirche, der nun zu einer hübschen öffentlichen Promenade umgewandelt ist, steht heute noch sein Denkstein, das Grab von Kuhn und das Grab der Franzosen, die 1870 über die Grenze kamen und in Burgdorf starben.

Die neuere Zeit hat Burgdorf eine rege Entwicklung auf solider Grundlage gebracht, und dieser Aufschwung ist allerdings zum Teil der günstigen Lage als Eisenbahnzentrum und Marktort des Emmentals zuzuschreiben, zum Teil aber auch dem gemeinnützigen Sinne, der hier herrscht. Davon zeugt die Bezirkskrankenanstalt, die auf eine Gründung der gemeinnützigen Gesellschaft

(1824) zurückgeht, und viele andere ähnliche Institutionen. Wir finden aber auch eine blühende Leinwandindustrie in allen ihren Zweigen, Tuch- und Tabakfabriken, eine Stanniolfabrik, mechanische Werkstätten, Bierbrauereien, Mühlen usw.

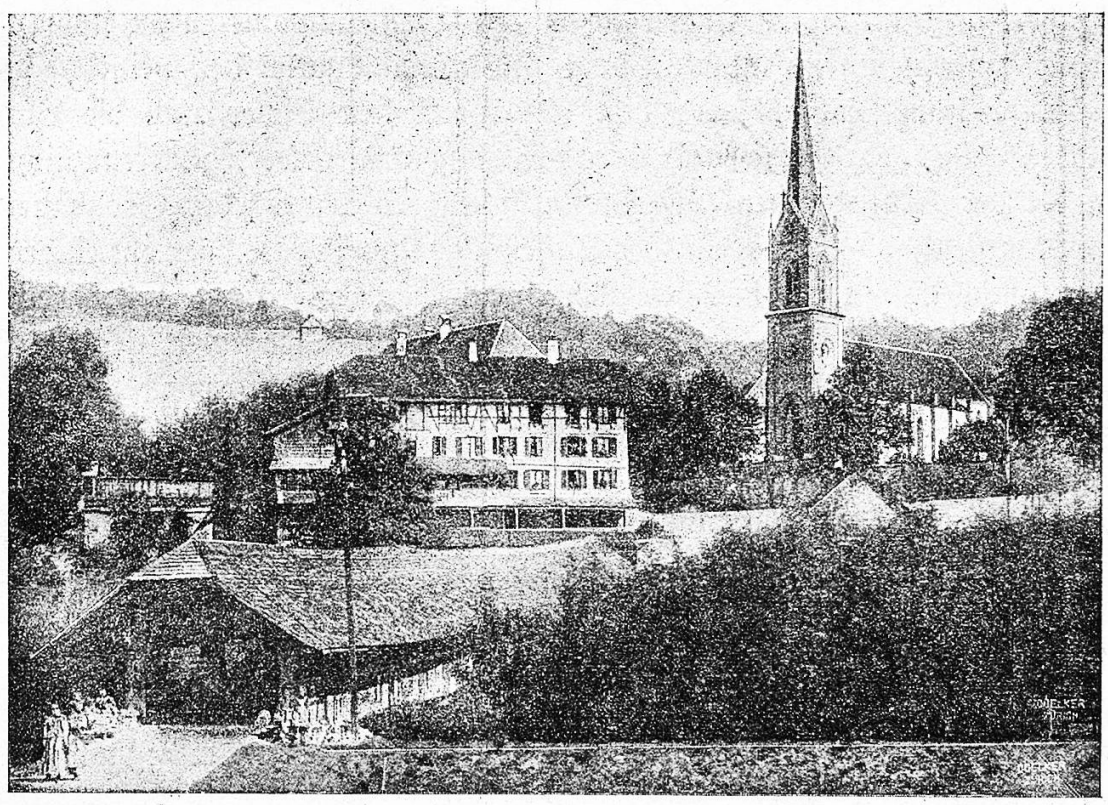
Auch das gesellige Leben treibt erfreuliche Blüten, besonders Gesang und Musik werden eifrig gepflegt und die größeren Aufführungen von Chorwerken, die alljährlich stattfinden, erfreuen sich eines guten Rufes.

Das äußere Ansehen der Stadt, welches jahrhundertelang so ziemlich das selbe gewesen sein mag, hat, wie schon das Wachstum der Bevölkerung verraten läßt, in neuerer Zeit mannigfache Änderungen erfahren. In den Jahren 1829 und 1830 wurde die berühmt gewordene Straße in die obere Stadt gebaut, die sich im Kreise umbiegt und vermittelst einer steinernen Brücke 40 Fuß hoch über die unten laufende Straße hinführt. In den Dreißigerjahren fiel der größere Teil der Mauern, Türme und Tore; bis zu dieser Zeit hatte sie der Kranz von Türmen und Mauern bewahrt, die auf älteren Bildern der Stadt ein so ungemein malerisches und originelles Aussehen verleihen. Diese Reste der alten Zeit sind verschwunden, infolge der mehrfachen großen Brandfälle gehören auch ältere Fassaden zu den Seltenheiten; umsomehr hinterläßt Burgdorf jedem Besucher den Eindruck einer frisch aufblühenden Ortschaft, der eine vielversprechende Zukunft beschieden ist.

* * *

Die Umgebung von Burgdorf ist reich an mannigfaltigen, lohnenden Spaziergängen und reizvollen Ausflugszielen. Schon von der Stadt aus erblickt man die hochgelegene Kirche von Kirchdorf, deren Inneres eine prachtvolle Standesscheibe von Burgdorf schmückt, die von Niklaus Manuel herrühren soll. Nordwärts von der Stadt, wo die Eisenbahn für kurze Zeit nach der Überbrückung der Emme im Berge verschwindet, liegt der reizende Schnell'sche Landsitz Sommerhaus, und hinter den Flühen liegt das hübsche Dorf Heimiswyl mit einer uralten Eibe mit mächtigem Stamm, einem der schönsten Exemplare, die bekannt sind. Die Bernerstraße führt nach dem Schloß Thorberg und nach Hindelbank, wo das hübsche, dem Trianon nachgeahmte Schloß der Herren von Erlach und das Grabmal der Frau Pfarrer Langhans von Bildhauer A. Stahl, zu Goethes Zeit ein Wallfahrtsort der Kunstfreunde, den Besuch lohnen. Vor allem aber zieht es den Wanderer hinauf der Emme nach ins eigentliche Emmental mit seiner landschaftlichen und kulturellen charaktervollen Eigenart.

Über Oberburg und Hasle und den beliebten Ausflugsort Kalchofen, wo eine gedeckte hölzerne Brücke über die Emme führt, gelangen wir nach Rüegsau, wo ehemals ein idyllisch gelegenes Nonnenkloster stand. Über dem waldigen Abhang nördlich von der Talsohle erhob sich bis 1798 die stolze Burg Brandis, der Sommersitz eines edlen Geschlechtes, das zum höchsten Adel seiner Zeit zählte, der spätere Sitz eines bernischen Landvogtes, bis sie beim Heranrücken der Franzosen in Brand gesteckt und dem Boden gleichgemacht wurde.



Lützelflüh, alte Brücke.

Zu Füßen dieses Schloßhügels liegt Lützelflüh, einer der anmutigsten und sonnigsten Flecke des Emmentales und zugleich der Kreuzungspunkt mehrerer großer Täler. Leider hat die alte gedeckte Holzbrücke über die Emme neuerdings weichen müssen.

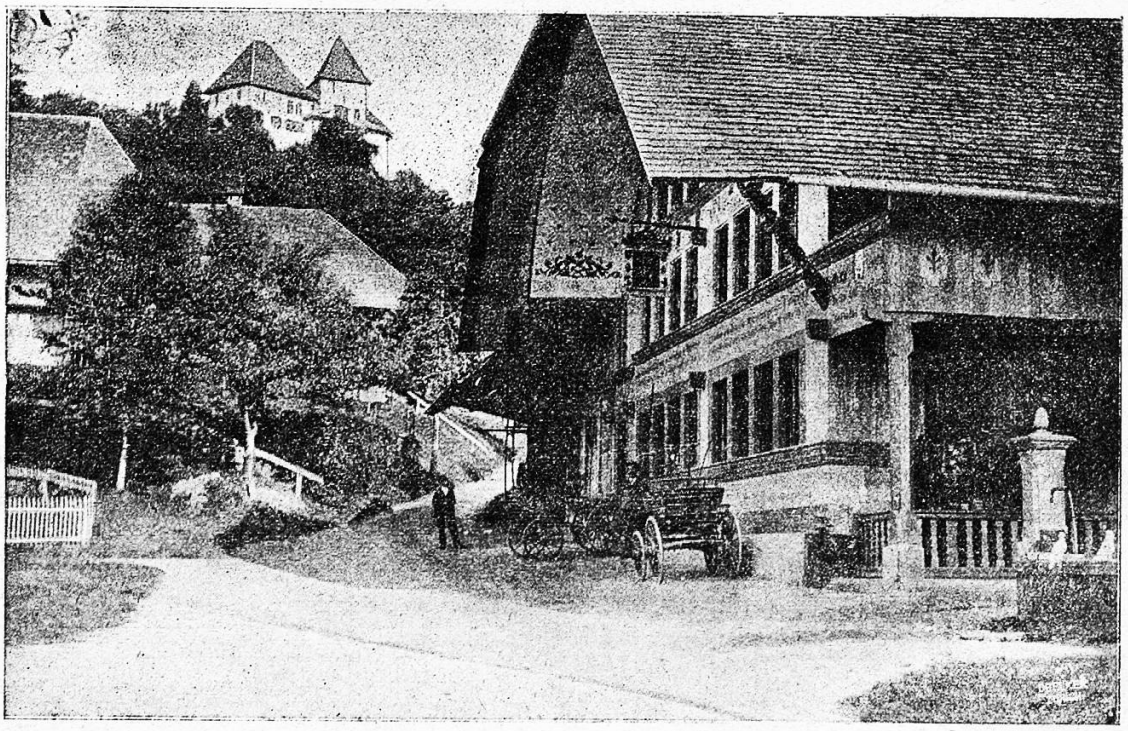
Daß Lützelflüh zum Inbegriff des Emmentales geworden und weit über die Landesgrenze hinaus berühmt ist, hat es seinem langjährigen (1831—1854) Pfarrer Albert Bitzius zu danken, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf eine lange Reihe von Bänden in die Welt sandte, in denen er seinen Zeitgenossen einen wahrheitsgetreuen Spiegel vorgehalten, uns ein unvergleichliches Bild bernischen Volkslebens in allen seinen Erscheinungsformen erhalten, die schweizerische und allgemeine Literatur durch eine kernhafte Persönlichkeit und unvergängliche Meisterwerke bereichert hat. Seit den Achtzigerjahren hat Lützelflüh ein Bitziusdenkmal: Ein Steinblock mit einem bronzenen Portraitmedaillon erinnert den Wanderer, daß hier einer der edelsten Söhne unseres Volkes gelebt und gewirkt hat.

Gleich oberhalb Lützelflüh biegen wir ein in das Tal der Grünen nach Trachselwald, dessen stolzes Schloß, einst ein Edelsitz, jetzt Sitz der Bezirksbehörden, uns schon lange von der Höhe herab zuwinkt. Das Tal ist hier beinahe gesperrt durch den gegenüber liegenden Münnenberg, der sich durch die Spuren gewaltiger Erdwerke, von deren Ursprung weder Sage noch Geschichte uns Kunde gibt, als ein Wehr- und Zufluchtsort keltischer Stämme zu erkennen gibt. Hier in Trachselwald sind wir im Herzen des Emmentals, hier finden wir die prachtvollen behäbigen Bauernhöfe, die uns aus Gotthelfs Geschichten

so wohlvertraut sind, hier finden wir den soliden, imponierenden Wohlstand, der, ohne aufdringlich zu werden, doch aus jedem Winkel der peinlich sauber gehaltenen Räume uns anblickt; hier treffen wir den Bauer und die Bäuerin vom alten gediegenen Schrot und Korn, leutselig und bieder, gastfreundlich und fleißig bei der Arbeit; jeder Hof ein stattliches Rittergut, jeder Großbauer ein kleiner Magistrat, ob er auch mit der Zipfelmütze und in Hemdärmeln einhergeht.

Auf steilem Pfade geht's dem Schloß entgegen, an der ehemaligen Armenerziehungsanstalt, einer Gründung Gotthelfs, vorbei. Eine lange, gedeckte Holztreppe führt zum Schloß, dessen trotzige dicke Mauern finster und düster ins Land schauen. Ein festes Bollwerk erhebt sich, ostwärts der viereckige Hauptturm, umgeben von einer hohen, mit schmalen Schießscharten versehenen Ringmauer. Die alte Feste enthält heute auch die Gefängnisse, in deren einem Niklaus Leuenberger, der Anführer im Bauernkriege, eine Nacht zubrachte, bevor er nach Bern gebracht wurde. Von den Fenstern aus aber eröffnet sich ein herrlicher Blick in das Land hinaus. „Ja, es ist ein gottgesegnetes Stück Erde, dieses Emmental! Diesen lebendigen Wechsel von waldigen Hügeln, saftig grünen Matten, rieselnden Bächen findest du nirgends wie hier; und mitten drin, wie Blumen im Kranz, die hübschen Häuser und Lauben."

Und auf der andern Seite kommen wir hinüber nach dem Schwesterdorf Sumiswald, einem der schönsten im Bernbiet, „eine Art sauber aufgeräumter Visitenstube". Ein nett aufgeputztes Landhaus steht neben dem andern. Ob modern, ob aus älterer Zeit stammend, sie haben alle ihre mit Geschmack angelegten, reingehaltenen Gärten, ihre grün bekränzten Lauben, ihre wohlbesetzten Spaliere. Und doch hat man nicht das Gefühl, als ob man darin sich nicht



Trachselwald, altes Wirtshaus und Schloß.

rühren dürfe, wie etwa in einem herrschaftlichen Parke oder städtischen Salon, denn wo man hinschaut, regt sich eine emsige Gewerbtätigkeit."

Besonderen Ruf haben die Sumiswalder Uhren erlangt, die fast in jedem Berner Haushalt zu finden sind und dem aufblühenden Ort noch einen neuen Industriezweig zugefügt haben.

Sumiswald hat aber auch einen guten Klang bei den Kunstfreunden, denn seine Kirche beherbergt einen seltenen reichen Schatz: 23 prachtvolle Glasgemälde, darunter 14 größere aus den Erbauungsjahren der Kirche (1510—1520), zugleich der Blütezeit der schweizerischen Glasmalerei; es ist ein unvergleichlicher Schmuck, wie ihn seit den Zeiten der Antiquitätenjäger nur noch ganz wenige bevorzugte Orte aufzuweisen haben.

Das Schloß, das altberühmte Ordenshaus der Deutschordensherren und spätere Landvogtei, liegt etwa 20 Minuten jenseits Sumiswald; es ist nur noch durch seine trotzige feste Lage auf hohem Nagelfluhfelsen als solches zu erkennen; die mittelalterliche Burg ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollständig abgebrannt und etwas gar kasernenmäßig wieder aufgebaut worden. Es ist seit 1812 Eigentum der Gemeinde Sumiswald und als Armenversorgungsanstalt eingerichtet.

Es ist schwer, von Land und Leuten, Kultur und Geschichte des Emmentals in gedrängter Kürze einen wenn auch noch so oberflächlichen Begriff zu geben. Die urkräftige Eigenart dieses reich gesegneten Tales, die stimmungsvolle Pracht der Landschaft, die imposante Bauart der Bauernhäuser, all das läßt sich mit Worten nicht wiedergeben; der einzige, dem es in überzeugender Weise gelang, war Jeremias Gotthelf. Jedem, dem wir mit unsern flüchtigen Streiflichtern die Lust zur Bekanntschaft mit dieser interessanten Talschaft geweckt haben, möchten wir raten, sich wieder einmal in seine Schriften zu vertiefen und dann bald einmal dem anmutigen Städtchen an der Emme und den schmucken, stattlichen Dörfern im untern Emmental einen Besuch zu machen, er wird sich dieser Bekanntschaft freuen.

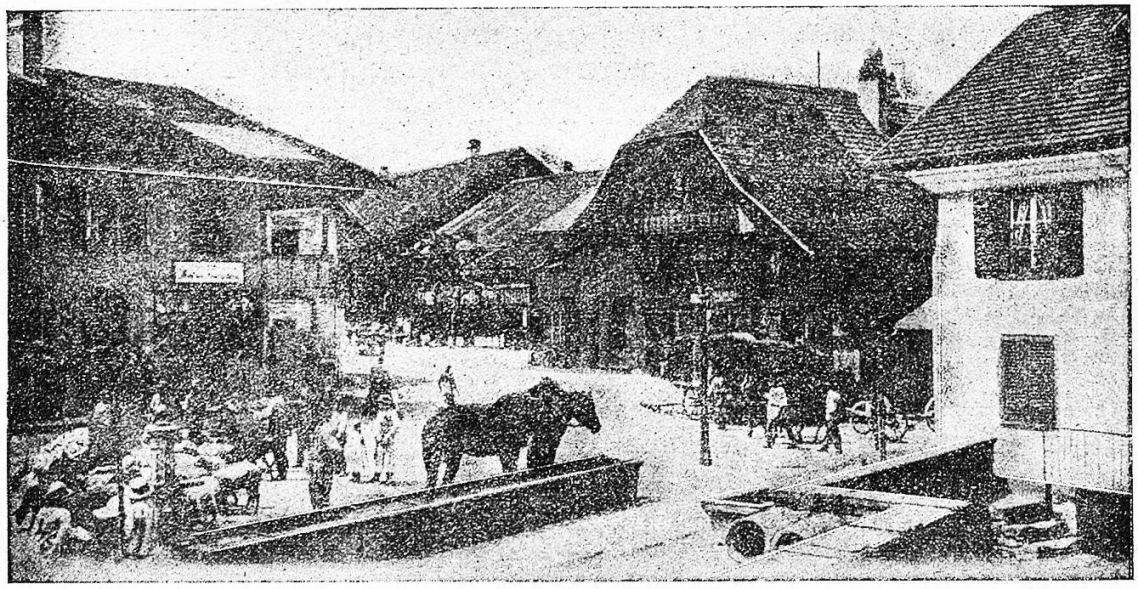
V.

Nach Schwarzenburg und Guggisberg.

Das Gebiet, das sich hinter dem Gurten bis zum Fuß der westlichen Ausläufer der Stockhornkette hinzieht, dürfte wohl auch den Bernern der unbekannteste Teil ihres engern Heimatlandes sein. Sie kennen ein paar Namen der größeren Ortschaften, singen das „Vreneli ab em Guggisberg", wissen etwa noch, daß die bernischen Zigeuner, die Korber, von dort hinten her kommen, einer oder der andere ist vielleicht auch einmal in Schwarzenburg oder gar auf dem Guggershörnli gewesen; daß es aber eine der eigenartigsten und reizvollsten Landschaften ist, die alle diese Sonderbarkeiten umschließt, daß dort oben eine große aufblühende Ortschaft ist, das werden die meisten erst merken, wenn einmal die Eisenbahn nach Schwarzenburg in Betrieb ge-

setzt sein wird, deren Bau nahezu vollendet ist und die nur noch nicht schlüssig geworden ist, wie sie sich am besten in den allzuengen Berner Bahnhof hineindrücken kann.

Die Abgeschlossenheit, in der dieser ganze Landesteil bisher von der Hauptstadt lebte, im Verkehr mehr auf das benachbarte Freiburg angewiesen, ist auch hauptsächlich schuld, daß er den meisten so vollständige terra incognita



Schwarzenburg.

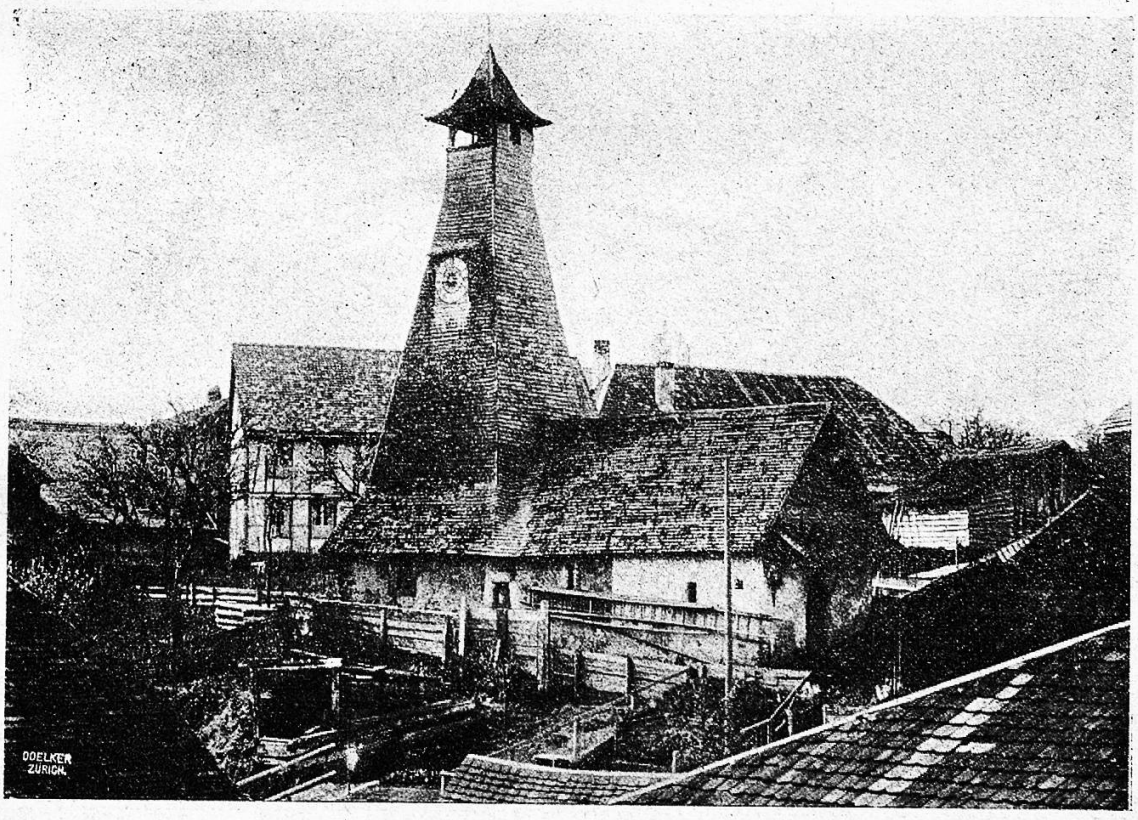
bleiben konnte. In alle Himmelsgegenden führen von Bern aus Eisenbahnen, die meist von Ausflugslustigen eifrig benutzt werden, nur nach Südwesten in jenes Hinterland des Gurtens führte bisher kein modernes Verkehrsmittel; auch die Bahn, die nun kommen soll, ist nur ein Stiefkind. Es kommt das hauptsächlich daher, daß dieser Landesteil wie ein Bergtal in sich selbst abgeschlossen ist, keine Fortsetzung hat. Hinter Guggisberg hört die Welt auf und „änet dem Berg" ist eine andere Welt.

Es ist vorauszusehen, daß nicht nur die Schwarzenburger von ihrer Eisenbahn eifrigen Gebrauch machen werden, sondern ebenso die Berner und ihre Besucher, denn es wird bald bekannt werden, was für ein mit Naturschönheiten reich gesegnetes Land durch den neuen Schienenweg erschlossen wird. Bisher war es immer zu weit, zu umständlich hinzukommen, denn wen hätte es nicht schon gereizt zu einer Entdeckungsreise nach jener Gegend, die zu manchem allbesuchten Aussichtspunkt so verlockend herübergrüßt und besonders abends ihre schönsten Reize entfaltet, wenn ihre kühn geformten Berge sich als dunkelviolette Silhouette vom hellgelben Abendhimmel abheben.

Es ist ein fruchtbares, außerordentlich mannigfaltiges, von tiefeingeschnittenen Bachbetten durchfurchtes, mit wohlhabenden Dörfern, stattlichen Höfen und schmucken, spitzbehelmten Kirchen besätes Hügelland, das sich zwischen dem Längenberg, der Stockhornkette und der Sense, als Grenze des Kantons, aus-

dehnt und das reich ist an sehenswerten Naturschönheiten und Aussichtspunkten mit weit umfassendem Rundblick.

Der Weg in dieses Stück Bernerland führt über Köniz, das schöne große Dorf mit der reichgeschmückten Kirche und dem Deutschordenhaus, das heute die kantonale Blindenanstalt hinter der hohen Klostermauer beherbergt. Wir lassen den Gurten und Ulmizberg links, den Könizberg rechts liegen und wandern auf der großen Poststraße in das weite Tal hinein, das sich vor uns zwischen niedrigen Hügeln hinzieht. Wir bewundern die malerische und außerordentlich stimmungsvolle Landschaft, die besonders durch die Fülle der prachtvollen Laubbäume ihr Gepräge erhält und an einem etwas nebligen Frühherbstmorgen einen unbeschreiblichen Zauber auszuüben vermag; und wenn wir es nicht gar zu eilig haben, so gehen wir am Fuße des Ulmizberges ein paar Schritte links vom Wege ab, wo wir auf einer kleinen Erhebung auf spärliche Überreste einer zerfallenen Ritterburg stoßen, den Stammsitz des Geschlechtes der Bubenberge, das der Stadt Bern so manchen tüchtigen Mann geschenkt hat. Aber die Zeit und besonders die umliegenden Bauern, die hier vorzügliches Baumaterial fanden, haben mit der Ruine vollständig aufgeräumt. Rechts auf der Höhe



Schwarzenburg, alte Kapelle.

zeigt ein weißer Bau das Reservoir, aus dem Bern einen Teil seines Trinkwassers herbezieht. Wo sich die Straße über den Bach wölbt, in Niederscherli, sieht der Wanderer, eine Seltenheit im Bernerland, ein vollständig bemaltes Haus; der mächtige Rundbogen und die Fassade bilden einen ganzen orbis pictus mit mehr gutem Willen und Humor als künstlerischer Begabung gemalt,

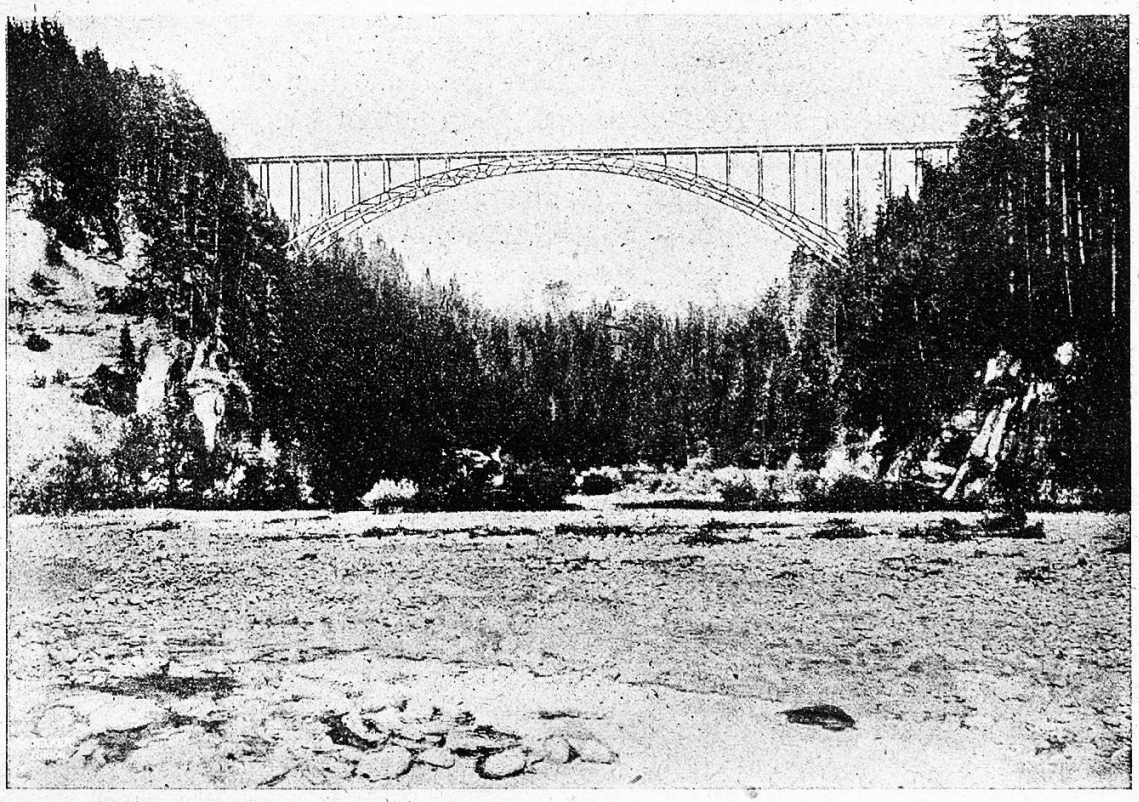
vom Tierkreis und den Gestirnen, von Adam und Eva bis zur Darstellung bernischer Artillerie aus der guten alten Zeit der Puderzöpfe, und dazwischen manch wohlmeinend herzhaft Sprüchlein vom guten Bauen und von bösen Weibern.

Links hinauf geht es auf die Höhe von Oberbalm, einem schmucken abgelegenen Dorfe, in dessen Nähe eine große wohlerhaltene Gletschermühle zeigt, auf wessen Arbeit diese hügelige Landschaft zurückzuführen ist; es sind auch meist langgestreckte Höhenzüge, wie sie ein Gletscher an seinen Flanken aufgeschichtet zurückläßt, wenn er den Rückzug antritt. Auf einem dieser Höhenzüge liegt Fulligen, eine weltabgelegene kleine Ortschaft, die sich aber einer umfassenden herrlichen Aussicht erfreut, wie man sie nur von ganz bevorzugten Orten aus genießt. Dabei ist hier ein ganz besonders fruchtbares Obst- und Ackerland, und daß die Bevölkerung ihren Boden zu bewirtschaften versteht, zeigen nicht nur die ausgedehnten wogenden Kornfelder und gutgehaltenen Wiesen, sondern auch die stattlichen Bauernhöfe, die, weniger charaktervoll als im Emmental, aber nicht weniger wohnlich, in großer Zahl über die Höhen hin verstreut sind. Hier oben hat man auch einen wundervollen Blick auf die Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung, an die sich rechts die dunkle, scharfgezackte Kette der Vorberge anschließt, die nordwärts das untere Simmenthal begrenzen, und jenseits sieht man noch ein gut Stück der Freiburger Alpen und in die weite Hügellandschaft des Freiburger- und Waadtländergebietes hinein, das sich nach dem Genfersee hinzieht, bis die lange weiche Linie des dunkelblauen Jura den Horizont wieder scharf begrenzt.

Bleiben wir aber auf der großen Poststraße, so bringt uns ein tüchtiger Marsch bald an die tiefe malerische Schlucht, die das Schwarzwasser hier eingefressen hat. Eine tiefe waldreiche Schlucht, auf deren Grund der kleine Bach, dem man solch gewaltige Arbeit gar nicht zutrauen würde, rauschend zwischen Felsblöcken und umgestürzten Baumstämmen hinunterfließt in die Sense, die in gleichgearteter aber großartigerer Schlucht den Weg nach Norden sucht und mit der er sich kurz unterhalb des Straßenüberganges vereinigt in einem weiten Kessel, durch dessen riesige Kiesablagerungen sich die ungeberdigen Gewässer immer neue Wege fressen. Die Landstraße führte früher in verkehrsstörender Weise tief hinunter in die Talsohle des Schwarzwassers, auf steinerner Brücke über den Fluß und jenseits den steilen Hang wieder hinan. Da wurde in den achtziger Jahren die Straße verlegt und in ebener Flucht auf einem mächtigen Eisenbogen über die Schlucht geführt. Die Schwarzwasserbrücke ist eine außerordentlich kühne und für ihre Zeit hervorragende Leistung; sie ist eine der höchsten Brücken, sie wurde zu ihrer Zeit sogar als die höchste bezeichnet und bietet, besonders von der alten Brücke aus, einen imposanten Anblick, ohne daß sie das wunderhübsche malerische Landschaftsbild in störender Weise beeinträchtigen würde. Sie verleiht ihm im Gegenteil durch die eigenartige Überraschung, in so wilder einsamer Gegend ein solches stolzes Werk menschlicher Technik zu

finden, einen neuen, pikanten Reiz. Allerdings hat diese Gesamtwirkung etwas eingebüßt dadurch, daß die Anlage der Bahn von Bern nach Schwarzenburg den Bau einer zweiten Brücke notwendig machte. Nicht weit von der Schwarzwasserbrücke trifft man im Waldesdickicht auf die Trümmer eines alten Rittersitzes, der Riedburg. Diese können uns aber nicht aufhalten, denn wir wissen in der Nähe eine andere Ruine, die größere Anziehungskraft ausübt.

Schon lange hat uns das wildromantische Sensetal in seine wald- und felsenreiche Einsamkeit hinübergelockt. Es bietet eines der denkbar schönsten Landschaftsbilder: Mehr als 100 Meter tief hat sich der wilde ungeberdige Sohn der Stockhornkette hier in die Sandsteinfelsen eingefressen; an gewaltigen senkrecht abfallenden Flühen und mit verwildertem schwarzem Tannenwald be-



Schwarzwasser-Brücke.

wachsenen Hängen vorbei zwängt er sich durch das breite Bett, das er mit mächtigem Kiesgeschiebe, das er sich bei jedem Regenguß aus den Bergen mit herunterbringt, stets wieder ausfüllt. Meist sieht das Flüßchen recht harmlos aus und windet sich sittig durch die gewaltigen Steinbänke, bald hier, bald dort seinen Weg suchend, hat aber ein Gewitter droben im Gebirge ihm neue Nahrung zugeführt, dann wird es zum braunen Strom, der wild an den Hängen und Felsen nagt, die ganze Talsohle ausfüllt und das Geschiebe talabwärts schleppt. Prachtvolle Bilder tun sich den erstaunten Blicken auf, wenn man hinausgeht auf die bewaldeten Scheitel der schroffen Felswände, Bilder von einer wilden Romantik und von einer ernsten Größe, wie man sie außerhalb des eigentlichen Hochgebirges selten antreffen dürfte. Und dabei ist es

hier still und einsam, nur etwa ein Kind das Beeren pflückt, oder aus der Tiefe der Schlucht das Geräusch eines Arbeiters, der das Geschiebe durch ein Drahtgeflecht siebt, oder Steine zurecht klopft; etwa im Sommer auch das Jauchzen eines Jungen, der seine Glieder im klaren Bergwasser kühlt — doch fordert das wilde Wasser leider nur allzu oft auch seine Opfer.

(Schluß folgt.)

Aus Natur und Wissenschaft.

Künstlich erzeugte Lebewesen? Die archimedische Forderung: „Gib mir einen Punkt, auf dem ich stehen kann und ich werde die Erde bewegen", auf die Frage nach der Entstehung des Lebens übertragen, würde heute lauten: „Gib mir eine einzige Zelle und ich erkläre die lebendige Welt." Soweit sind wir ja fortgeschritten in unserer Erkenntnis, daß wir in der Zelle den Zusammenhang zwischen dem „Ebenbild Gottes" bis hinab zu dem Gewürm der Erde und des Meeres, von den Riesen des Urwaldes zur steinüberziehenden Flechte kennen. Aus einer Zelle entwickelt sich alles Lebewesen und das höchstorganisierte verfügt nur über eine unendliche Steigerung der Eigenschaften, welche auch das niederste aufweist. Ein gradueller, kein Wesensunterschied trennt sie.

So konzentrierte sich denn alle Aufmerksamkeit unserer Naturwissenschaft auf das Leben in seiner einfachsten Form, in der Zelle, wo es ja noch die meisten Aussichten auf ein Eindringen in sein Rätsel gewährt. Zwar hat sich dabei immer mehr gezeigt, wie hoch organisiert schon diese unscheinbaren Lebewesen sind, aber doch auch, wie innig der Zusammenhang mit der höheren Tierwelt ist. Anderseits aber hat man durch sorgfältiges Studium der physikalischen Vorgänge an leblosen Körpern ähnlicher Zusammensetzung vieles gefunden, was jene Virchowsche Auffassung bestätigte, daß Leben eine besondere Art der Mechanik ist — zwar der kompliziertesten Art, wo die gewöhnlichen mechanischen Gesetze unter den ungewöhnlichsten und mannigfachsten Bedingungen zustande kommen und daher die endlichen Resultate von dem Anfang der Veränderungen durch eine so große Reihe schnell verschwindender Mittelglieder getrennt sind, daß die Verbindung nur mit der größten Schwierigkeit herzustellen ist — aber doch eine Art Mechanik. Restlos ist diese Annäherung aber nie geglückt und so blieb immer noch das Rätsel des Lebens, des Übergangs vom leblosen Eiweißtröpfchen zum lebenden, wachsenden, reizempfindenden und erwidernden, belebten Eiweißklümpchen, zur Monere. Alle Versuche, hier die Brücke zu finden, sind mißlungen, und das seit Harvey aufgestellte Prinzip, daß Lebendiges nur aus Lebendigem, wenigstens unter den Verhältnissen, wie sie unsere Erde darbietet, noch entstehen könne, das war ein überall anerkanntes Axiom geworden. Versuche, doch noch auf experimentellem Wege die Schöpfung lebender Zellen zu unternehmen, wurden als Spielerei, als Steckenpferd kindlich-naiver Gemüter verlacht. Ebensoviel Anspruch auf Beachtung hätten solche Ideen wie der Versuch, den Stein der Weisen oder gar den Homunkulus herzuzaubern.

Und nun kommen Nachrichten, die uns mit der vollzogenen Tatsache einer Urzeugung das vorsichtig errungene und bewährte geistige Gleichgewicht zu stören drohen und längst begrabene Hoffnungen aufrühren, die uns endlich zu zeigen scheinen, wie Leben geschaffen werden kann, geschaffen ohne Wunder, ge-